

Der schöne Stein

Vor 250 Jahren lenkte Altertumsforscher Winckelmann den Blick auf die Kunst der Antike

Von Sebastian Fischer

Der Sohn eines Schuhmachers verändert vor mehr als 250 Jahren den Blick auf die Kunst der Antike. Die Neuausgabe von Winckelmanns frühen Schriften ist eine Reise an die Wiege der deutschen Klassik.

Ihm war es nicht genug zu sagen, dass etwas schön sei. Er wollte auch wissen, warum. Allen voran sind es die Bildhauer und Maler der griechischen Antike, die Johann Joachim Winckelmann (1717-1768) zum Höchsten in der Kunst erklärt. Aus dem Geist der Aufklärung heraus beeinflusst er damit nicht nur maßgeblich die spätere Weimarer Klassik um Goethe, Schiller und Herder, sondern prägt auch das Antikenbild der Deutschen bis heute.

Ansässig in Sachsen macht er Mitte des 18. Jahrhunderts bereits mit seinen ersten Aufsätzen in der europäischen Gelehrtenwelt Furore. Ein Jahr vor seinem 300. Geburtstag erweitern die Stendaler Winckelmann-Gesellschaft und ihre Partnerinstitute nun mit den „Dresdner Schriften“ ihre historisch-kritische Gesamtausgabe.

Als Winckelmann 1748 auf Schloss Nöthnitz nahe Dresden an einer der bedeutendsten deutschen Privatbibliotheken anheuert, findet er einen reichen Fundus vor. „Die Morgenstunden aber sind dem Griechischen gewidmet“, schreibt er von dort einmal an einen Freund. Später in Dresden geht er in der seit August dem Starken beträchtlich gewachsenen Antikensammlung mehr denn je dem Studium der Skulpturen nach. Noch kann keiner ahnen, dass der Schuhmachersohn aus Stendal die deutsche wie europäische Geisteswelt durcheinanderwirbeln und eine epochale Wirkung über seine Gegenwart hinaus erreichen würde.

1755 bringt Winckelmann



Das Denkmal zu Ehren Johann Joachim Winckelmanns in Stendal. Jetzt kommen seine Schriften neu heraus. Foto: dpa

seine vielleicht wichtigste Schrift heraus: In seinen „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ mündet das Interesse an der Antike in einer emphatischen Verlebendigung des Altertums. Und diese steigert er in sein berühmtes Paradoxon: „Der einzige Weg für uns, groß, ja, wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten.“ Griechische Bildhauer hätten nicht allein die Natur nachgebildet, so Winckelmann angelehnt an Platons Ideenlehre, sondern ideale Schönheiten geschaffen.

Das grundlegend Neue daran: Die Hinwendung nach Athen hebt ihn von französischen und italienischen Kunst-

historikern seiner Zeit ab, die ihre Antikenbetrachtung größtenteils auf Rom beziehen. Gerade in griechischen Statuen sieht Winckelmann Körper und Seele in maßvollen Einklang gebracht. In seinen „Gedanken“ erwacht die Formel, die später zu den bekanntesten Schlagwörtern der deutschen Klassik werden soll: Den Werken liege „eine edle Einfalt“ – was damals so viel wie Reinheit des Geistes bedeutet – „und eine stille Größe“ inne.

Wie etwa der berühmten Laokoon-Gruppe, die neben dem Apollo und dem Torso im Vatikan zu den künstlerisch höchsten Idealen Winckelmanns zählt. Der trojanische Prophet unterdrücke trotz der Schmerzen durch Schlangen-

bisse den Affekt: „So wie die Tiefe des Meers allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüten“, schreibt Winckelmann, „eben so zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele“. Er erhebe „kein schreckliches Geschrei, wie Vergil von seinem Laokoon singt“. Dass Winckelmann gleich einmal einen der antiken Gewährsmänner dieses Mythos rüffelt, daran reibt sich später nicht nur Lessing. Was aber beweist: Winckelmanns Erst-Veröffentlichung schlägt heftig ein. Gottsched rezensiert sie noch im selben Jahr, bald gibt es französische und englische Übersetzungen, eine zweite überarbeitete und erweiterte Auflage erscheint bereits wenig später.

Mit dem neuen Band der Winckelmann-Gesellschaft wird der 50 Jahre alte Standardkommentar zu den frühen Texten – die „Kleinen Schriften“ von 1968 – erheblich erweitert. So etwa veranschaulicht ein in Westeuropa bislang unbekannter, eigenhändiger Entwurf den Entstehungsprozess der „Gedanken“. Zudem geben Rezensionen dieser Zeit Einblicke in die damalige Gelehrtenwelt um den Mann, der ein Jahrzehnt später als Chefaufseher der vatikanischen Altertümer grundlegend die Herangehensweise an Archäologie und Bildende Kunst verändert – indem er der erste ist, der antike Architektur und Kunst als stilistische Entwicklung in Epochen betrachtet. Bildgewaltig ist seine Sprache. Oder wie Goethe schreibt: „barock und wunderlich“. Der Dichterstürm erklärt kurzerhand das 18. Jahrhundert zum Winckelmann-Jahrhundert.

Johann Joachim Winckelmann: Dresdner Schriften, Text und Kommentar. Hrsg. von Adolf H. Borbein, Max Kunze, Axel Rügler, Verlag Philipp von Zabern, 68 Euro.

Leseecke



Furioser Familienroman

Von Matthias Kehle

Das Wort 'Familienbande' hat einen Beigeschmack von Wahrheit“, lästerte einst Karl Kraus. Das gilt auch für die altherwürdige jüdische Familie Kohanim. Der Roman „Mischpoke“ der Berliner Autorin Marcia Zuckermann beginnt Anfang des 20. Jahrhunderts mit dem Unglück, dass der einzige männliche Stammhalter von Mindel und Samuel Kohanim im Kindesalter stirbt.

Es ist ein wohlhabendes und angesehenes Elternpaar, das nun vor der Aufgabe steht, sieben sehr unterschiedliche Töchter unter die Haube zu bringen, und zwar möglichst lukrativ. Eine ist hässlich, eine andere hat nur Reit- und Radsport im Kopf, und ausgerechnet die einzig wahre Schönheit, Franziska, landet mehr oder weniger in der Berliner Gosse. Immerhin gebiert sie mit Willy Rubin einen Stammhalter, den sogleich sein Großvater trickreich auf den Landsitz holt, um ihn gebührend zu erziehen.

Marcia Zuckermann, Jahrgang 1947, hat einen furiosen und temporeichen Familienroman geschrieben. Die Schwestern beharken und mögen sich, was so lange gutgeht, bis die ersten Pogrome in und um Berlin um sich greifen – Samuel und Mindel werden Opfer. Mit viel Liebe zum Detail erzählt Zuckermann von der Kindheit, der Jugend und den Liebeleien der

Mädels, doch dies wird der Autorin zum Verhängnis. Der grandiose Roman umfasst 445 Seiten, müsste allerdings doppelt so dick sein. Nur schlaglichtartig und in Episoden schildert Zuckermann nämlich, wie die Familienmitglieder während der Nazizeit in alle Welt verstreut werden und wie trickreich Willy es schafft, lebend das KZ Buchenwald zu verlassen. Selbst die DDR-Zeit, in der die Erzählerin ein kleines Kind war und die mit der Flucht in den Westen endet, ist auf wenige Episoden reduziert. Und dann ist da noch die ziemlich komische und spannende Rahmenhandlung: Die Erzählerin ist des Menschenmuggels angeklagt und wird psychiatrisch untersucht – hochaktuell in Zeiten von Flüchtlingskrise und Facebook. Gerne würde man mehr von diesen süffigen Geschichten lesen, etwa wie der kleine Walter Rennradler wird oder wie die Klageweiber den Tod des letzten Stammhalters bejammern. Es ist Marcia Zuckermanns erster Roman, und offenbar hat die Tochter eines Kommunisten, der Buchenwald überlebt hat, sehr viel zu erzählen. Kleinere stilistische Schwächen mindern das Lesevergnügen kaum und können dem Lektor angerechnet werden.

Marcia Zuckermann: Mischpoke. Roman, Frankfurter Verlagsanstalt, 448 Seiten, 24 Euro.

Buchtipps

Marcel Proust, der große französische Romancier, hat nicht nur das Opus „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“, sondern auch eine Unmenge von Briefen hinterlas-

sen. Im Suhrkamp Verlag sind jetzt zwei prachtvolle Bände mit „Episteln“ von Proust erschienen – herausgegeben und kommentiert von Jürgen Ritte (1 479 S., 78 Euro). (dpa)

Ein Spiel mit Glaubensfragen

Wunder gibt es: Die Stuttgarter Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff nimmt Dantes Jahrtausendwerk beim Wort

Von Klaus Blume

Dantes „Göttliche Komödie“ fasziniert bis heute. Auf dem Jahrtausendwerk baut Sibylle Lewitscharoff ihren Roman „Das Pfingstwunder“ auf. Ein Loblied auf die Macht der Poesie – und zugleich ein Spiel mit Glaubensfragen.

Schon Epikur war sich sicher: Es gibt kein Leben nach dem Tod. Der Mann sollte irren, denn nach seinem Ableben fand sich der griechische Philosoph (341-271 v. Chr.) unter den Ketzern im sechsten Kreis der Hölle wieder – zumindest, wenn man Dante Alighieri glaubt, der vor 700 Jahren in seiner „Göttlichen Komödie“ das Jenseits bis ins kleinste Detail beschrieb: Neun Höllenkreise für die Sünder, dann der Läuterungsberg mit dem Fegefeuer und schließlich die himmlischen Sphären des Paradieses.

Der Glaube an Hölle und Teufel ist im aufgeklärten Europa lange verfolgt. Doch Dantes Versepos, in dem der italienische Nationaldichter (1265-1321) das politische Geschehen, das theologische, naturwissenschaftliche und philosophische Wissen seiner Zeit und eine hinreißende Liebesgeschichte miteinander ver-



Büchner-Preisträgerin Sibylle Lewitscharoff singt in ihrem neuen Roman „Das Pfingstwunder“ ein Loblied auf die Macht der Poesie. Foto: dpa

knüpft, verzaubert bis heute die Leser und ernährt die Danteforscher.

So auch Gottlieb Elsheimer, die Hauptfigur in Sibylle Lewitscharoffs Roman „Das Pfingstwunder“. Mit 33 Kolleginnen und Kollegen aus drei Erdteilen ist der Frankfurter Romanist zu Pfingsten 2013 zu einem Dante-Kongress nach Rom gekommen. Er ist überzeugter Agnostiker und „knochenharter Realist“, doch als vom Petersdom die Pfingstglo-

cken läuten, passiert etwas, was eigentlich gar nicht sein kann. Ist Dante doch mehr als nur Dichtung?

Die „Dantisti“ treffen sich im Maltesersaal auf dem Aventin-Hügel und gehen die „Commedia“ systematisch durch. Am Donnerstag und Freitag begleiten sie Dante und seinen Führer Vergil kapitelweise auf dem Weg durch das Inferno hinab bis zum neunten Höllenkreis. Als am Pfingsttag der Läuterungsberg („Purgatorio“) an

der Reihe ist, wird die Stimmung der Gelehrten immer ausgelassener.

Ähnlich dem Pfingstwunder der Bibel können sie plötzlich fremde Sprachen verstehen. Sie kommen gar nicht mehr dazu, sich mit dem „Paradiso“, dem dritten Teil der „Commedia“, zu befassen. Denn plötzlich verschwinden alle auf wunderbare Weise. Elsheimer. Der hockt

13 Tage später völlig fertig in seiner Frankfurter Wohnung und sucht nach Erklärungen für das Unerklärliche. Er kann niemandem erzählen, was er gesehen und erlebt hat, denn man würde ihn ja für verrückt erklären. Als 34. Kongressteilnehmer ist er alleine übriggeblieben, und mit dieser Zahl hat es etwas auf sich: 100 „Cantos“ (Gesänge) zählt die „Commedia“, je 33 für Fegefeuer und Paradies, 34 – inklusive Einleitung – für die Hölle.

In 34 Kapitel hat Lewitscharoff auch ihren Roman gegliedert. Mit Italiens „altissimo poeta“ kennt die Büchner-Preisträgerin sich aus, hat sie doch nach Angaben des Marbacher Literaturarchivs, das eine Belegausstellung zum Roman zeigt, alle rund 50 deutschen Dante-Übersetzungen gelesen. Rom lernte sie 2013 dank eines Stipendiums der Deutschen Akademie Rom Villa Massimo näher kennen.

Hommage kurz nach Dantes 750. Geburtstag

In der Figur des Gottlieb Elsheimer hat Lewitscharoff einen männlichen Ich-Erzähler geschaffen, der nicht nur so alt wie sie ist (62), sondern auch sonst manche Gemeinsamkeiten mit der Autorin aufweist, einschließlich Geburtsort Stuttgart. Manches, was Elsheimer sagt und denkt, hat Lewitscharoff zuvor in Vorträgen und Vorlesungen geäußert. Eine Art Alter Ego also.

Bis auf den Glauben vielleicht. Im März 2014 hatte die evangelische Christin einen Skandal ausgelöst, als sie in ihrer „Dresdner Rede“ bestimmte Formen der künstlichen Befruchtung und besonders die Leihmutterchaft anprangerte

und von „Halbwesen“ sprach, die dabei entstünden. Ein böses Wort, das sie später zurücknahm. In der Rede lässt sie aber auch ihre religiösen Überzeugungen anklängen. „Mein Schicksal liegt in Gottes Hand“, sagt sie und kritisiert die moderne Gesellschaft, „die fortlaufend bestrebt ist, keine höhere Macht mehr anzuerkennen als die Macht des Menschen“.

Ihr Roman nun ist in erster Linie eine Hommage an den großen Dante, dessen 750. Geburtstag ganz Italien voriges Jahr feierte. Manchmal geht die intensive Auseinandersetzung mit dessen Werk etwas zulasten des Spannungsbogens. Der Roman ist zugleich ein Loblied auf die Macht der Poesie. „Dantes Dichtung durchflutete unsere Körper, wie es keiner der Anwesenden je zuvor erlebt hatte“, lässt Lewitscharoff Elsheimer sagen. Man kann das Buch auch als Bekenntnis auffassen, dass es mehr gibt als die sichtbare Realität.

Sibylle Lewitscharoff: Das Pfingstwunder. Suhrkamp-Verlag, 350 Seiten, 22 Euro. Die Ausstellung „Sibylle Lewitscharoff. Im Labyrinth der Kreise“ im Literaturmuseum der Moderne in Marbach läuft bis zum 27. November.